

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 139.

Berlin, Montag den 21. November

1842.

### Italien.

#### Neuere Italiänische Dichter.

##### II. Silvio Pellico.\*)

Silvio Pellico verdankt einem großen Unglück große Berühmtheit. Der Spielberg war das Gerüst, auf welches er trat, um von ganz Europa angeschaut, bewundert, beklagt und verehrt zu werden. Dem Märtyrer ist der Ruhm zu Theil geworden, den der Poet wohl nie erreicht hätte. Wir beschäftigen uns hier einige Augenblicke mit dem Poeten und suchen uns durch das gerechte Bedauern, das wir für den Märtyrer fühlen, nicht bestechen zu lassen.

Silvio Pellico ist 1789 zu Saluzzo in Piemont geboren. Er stammt aus einer angesehenen Bürgerfamilie; sein Vater Onorato war bei der Post angestellt und etablierte später eine Seiden-Manufaktur, mit welcher er jedoch kein Glück machte. Man sagt, daß er den streng monarchischen Ideen anhing, die damals durch die Französische Revolution stark erschüttert wurden, und daß er ihnen große Opfer brachte. Wie fast alle Männer, die sich durch ihre geistige Entwicklung über ihre Zeitgenossen erhoben haben, besaß Pellico eine ausgezeichnete Mutter. Sie war eine Savoyardin, aus Chambery gebürtig, und liebte den Knaben, der zugleich mit einer Schwester zur Welt kam und seine ersten Jahre in ununterbrochener Kränklichkeit hinbrachte, aufs zärtlichste. Von einem Priester empfing Silvio den ersten Unterricht; dies hinderte ihn nicht, früh von einer leidenschaftlichen Liebe zum Theater erfüllt zu werden. Er trat in kleinen Stücken auf, die in seiner Familie dargestellt wurden und seinen Vater zum Verfasser hatten; als ihm aber Cesarotti's Uebersetzung des Oßian in die Hände fiel, konnte er der Lust nicht widerstehen, selbst eine Saldonische Tragödie zu schreiben, die er jedoch so klug gewesen ist, unter seinen Schulheften begraben liegen zu lassen.

Silvio war zehn Jahr alt, als sein Vater sich in Turin etablierte. Die dramatischen Aufführungen im älterlichen Hause währten fort, und Silvio soll hier für eine junge Actrice erglüht seyn, die ihm der Tod bald entriß. Carlottina starb mit vierzehn Jahren.

Turin war damals Republik, und Onorato Pellico besuchte, ungeachtet seiner monarchischen Grundzüge, die Volks-Versammlungen regelmäßig und nahm den Knaben gewöhnlich in dieselben mit; dieser empfing, trotz seiner großen Jugend, hier starke und bleibende Eindrücke, welche die ersten Keime der Freiheit in seine Seele legten, aus denen ihm später so bittere Früchte erwachsen sollten. Bisher hatte Silvio seiner Schwächlichkeit wegen sehr zurückgezogen gelebt, jetzt begab er sich zu einem Verwandten seiner Mutter, einem Herrn von Rubod zu Lyon. Hier kam er viel in Gesellschaft und suchte sie; er beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der Französischen Literatur und kommt später in seinen Gedichten oft auf die glücklichen Tage am Ufer der Rhone zurück. Zwar beklagt er die irreligiösen Lehren, die sich in Frankreich rings um ihn ausbreiteten, die verderblichen Bücher, die er dort gelesen, und den Hochmuth, der bereits auch sein Herz ergriffen habe; doch diese mystische Richtung ergriff sein Gemüth erst, als jede andere Begeisterung in ihm verflücht war, und auch diesen Klagen fügt er die Freude darüber hinzu, daß er in Frankreich den Katholizismus habe wieder aufleben sehen, und daß ihm dies ein beseligendes Licht in der Nacht seiner irgeleiteten Vernunft geworden sey.

Vier Jahre befand sich Pellico in Lyon und lebte den heitersten Vergnügungen, als er sich plötzlich umwandelte. Er wurde düster, träumerisch; seine Augen wandten sich nach den Alpen; er hatte das Heimweh. Foscolo's Gräber, die eben erschienen waren, machten den Eindruck auf ihn, welchen die Schweizer in der Fremde durch das Alphorn zu erleiden pflegen, und so empfing Italien den Dichter plötzlich wieder, der auf dem Wege zu seyn schien, ihm immer mehr entfremdet zu werden.

Die Familie Pellico war nach Mailand übergesiedelt, woselbst Onorato beim Kriegs-Ministerium angestellt war. Silvio wurde bei seiner Ankunft in Mailand zum Professor der Französischen Sprache am Kriegs-Waisenhaus ernannt und gab sich von jetzt an ungehört seinen poetischen Neigungen hin. Eugen Beauharnais war Vice-König von Italien; Mailand, seine Hauptstadt, war das Athen der Halbinsel; Monti und Foscolo stritten um die literarische Hegemonie. Der junge Pellico segelte eine Zeitlang zwischen diesen beiden Celebritäten hin, doch fühlte er sich zu Foscolo mehr hingezogen,

und Foscolo wurde sein Freund. Von der Begeisterung für Monti kam er vorzüglich zurück, als er dessen Zibaldone, eine Art von Gradus ad Parnassum, sah, dessen er sich bei der Abfassung seiner Gedichte bediente und in dem er Gedanken und Verse aus Dichtern aller Länder und Zeiten zusammengetragen hatte. Foscolo war im Leben unzugänglich und schreckte durch seine Schroffheit alle Freunde zurück; doch Pellico versichert, ihn stets sehr liebevoll und herzlich gefunden zu haben, und er bewunderte ihn seines festen und unabhängigen Charakters wegen.

Foscolo und Pellico hatten eine Art von literarischem Bunde geschlossen; sie theilten sich in das Italiänische Mittelalter, um es zu reproduziren. Foscolo beabsichtigte dies in einer Reihe von Tragödien zu thun, mit denen er in seiner Rieciarda den Anfang machte; Pellico in einer Reihe gereimter Erzählungen, von denen wir mehrere unter dem Namen „Cantiche“ besitzen. Bei dieser Verbindung mit dem Verfasser der Gräber entsagte Pellico seiner poetischen Individualität nicht. Er hatte bald nach seiner Rückkehr nach Italien eine Tragödie Laodamia geschrieben, und bei der Aufführung derselben wurde er von einer kaum zwölfjährigen Schauspielerin, welche später die große Marchionni wurde, so ergriffen, daß er für sie alsbald seine zweite Tragödie Francesca da Rimini schrieb. Er trug das kaum beendete Stück zu Foscolo; dieser tadelte ihn streng: „Lass Francesca in der Hölle“, sagte er, „und wirf dein Trauerspiel ins Feuer; die Geister Dante's beschwört man heute nicht herauf, die Welt fürchtet sich vor ihnen. Dies ist ein vollkommener Mißgriff.“ Den Tag darauf brachte er seinem Freunde die Laodamia; diese lobte er ihm sehr. Pellico baute jedoch auf diese Richter-sprüche nicht; die Laodamia warf er ins Feuer, die Francesca wurde zwei oder drei Jahre später (1819) zu Mailand von der Marchionni dargestellt; sie wurde mit Begeisterung aufgenommen und gründete Pellico's Ruhm.

Silvio hatte außer Foscolo, an dem er nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnisse nur beklagte, daß er die Bedeutung des Katholizismus nicht erkenne, noch einen zweiten Freund, mit dem er eben so eng verbunden war und den er öfter in seinen Gedichten erwähnt. Dies war der berühmte Volta, der, obgleich ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts und Physiker, nach des Dichters Versicherung ein eifriger Katholik war. Volta war sonst in Allem der vollkommene Gegenpart von Foscolo; er predigte seinem jungen Freunde täglich von christlicher Demuth und von der Gnade des Erlösers. Dieser Pellico, der jetzt die höchste Sanftmuth und Entfagung ist, hat einst seine stürmischen Tage gehabt; in diesen zeigte er, wie er selbst gesteht, einen besondern Hang zur Satire, gegen den Volta ankämpfte, indem er sagte, daß Alles, was der Satiriker gewinne, der Dichter unwiderbringlich verliere. Unter dem Einfluß des Alten schrieb Pellico eine poetische Erzählung, Aroldo e Clara, in der ein Mädchen dem Mörder ihres Bruders verzeiht und auch den Vater bewegt, ihm im Namen Jesu zu verzeihen. Der Dichter hatte später selbst ein großes Unrecht zu verzeihen, doch dies erlebte Volta nicht; als er starb (1826), war Pellico noch im Kerker.

Während dessen war die Oesterreichische Herrschaft auf die Napoleonische gefolgt; Silvio's Familie war nach Turin zurückgekehrt, er allein blieb in Mailand als Erzieher der Kinder des Grafen Perro. Dies war die glücklichste Zeit seines Lebens. Der Graf liebte ihn wie einen Bruder, einen Sohn, und sein Haus war der Vereinigungsort aller Lombardischen Celebritäten, so wie auch alle Fremde, die durch Mailand kamen, eine gastfreundliche Aufnahme in ihm fanden. Hier lernte Pellico Frau von Staël und A. W. von Schlegel, Davis, Brougham, Hobhouse, Thorswaldsen und vorzüglich Byron kennen, „dieses großartige Genie“, wie er sagt, „welches die Tugend und das Laster, die Wahrheit und den Irrthum gleich zu vergöttern wußte und doch innerlich von glühendem Durste nach Wahrheit und Tugend gequält wurde“ (Dei Doveri degli Uomini cap. IV). Es ist bekannt, daß Pellico Byron's Manfred übersezt hat und Byron Pellico's Francesca. Pellico konnte keine schönere Umgebung wünschen; Italien selbst war auf diesem Kongresse der Wissenschaften und Künste sehr würdig vertreten. Romagnosi, Gioja, Manzoni, Berchet, Grossi brachten ihre Gaben zu demselben, und Staatsmänner wie Gouffonieri bereiteten bessere Tage hier vor oder träumten sie doch. Die Vereinigung so vieler ausgezeichneten Geister rief in Pellico den Gedanken eines Journals hervor, das die Kräfte der Künstler und Denker Italiens in sich verbinden sollte. So entstand der Conciliatore.

Es versteht sich von selbst, daß der Charakter dieses Journals ein rein literarischer war; die Censur vertrat auch nicht den Schatten einer politischen Idee; es war schon viel, daß man ästhetische Artikel die Censur passieren ließ, in denen von der Freiheit des menschlichen Geistes die Rede war. Man zeigte

\*) Vgl. den Artikel über Monti in Nr. 118 des Magazins.

von oben herab das größte Mißtrauen gegen die Zeitschrift, weil sie eine nationale Farbe trug. Dieses Journal läßt sich mit dem Französischen Globe vergleichen, es verfolgt ungefähr dieselben Grundsätze, der Biblioteca Italiana gegenüber, welche die klassischen Theorien in ihrer alterthümlichsten Gestalt vertrat. Die Bibliotheca wurde natürlich von oben herab begünstigt. Man sah nie leere Stellen in ihren Spalten, doch gerade die Lücken ihres Gegners schafften diesem den Sieg durch ihre stumme Beredsamkeit. Die unterdrückten Zeilen machten mehr Effekt als die stehengebliebenen; die Phantasie des Lesers ging weiter als die Kühnheit des Schriftstellers je gegangen wäre. Zu derselben Zeit fiel Pellico, wenn man Maroncelli glauben darf, auf den guten Gedanken, eine umfassende Geschichte von Italien auf Subscription herauszugeben; man bildete eine Societät zu diesem Zwecke; die Subskribenten strömten zu, und Carlo Botta wurde als der Würdigste aufgefördert, dieses Nationalwerk auszuführen.

Mit unter diesen und ähnlichen Unternehmungen, von welchen einige einen bloß mercantilen Charakter hatten, schrieb Pellico seine zweite Tragödie: Eufemio di Messina. Die Fabel ist die der Judith, mit der Abweichung, daß Eufemio, der Sicilische Holofernes, der Gemahl Ludovica's, seiner Mörderin, ist. Eufemio rief in dem Stücke die Sarazenen in sein Vaterland und versuchte sterbend dieses Verbrechen; die Censur fürchtete, wenn der Schauspieler Sarazenen sage, könne der Zuschauer Oesterreicher verstehen, die tausend Anspielungen auf das Unglück, unter fremder Herrschaft zu stehen, könnten auf Oesterreich gedeutet werden, so erlaubte sie nur den Druck, nicht die Aufführung des Stückes, und in der That ist dasselbe nie dargestellt worden.

Ungeachtet der Censurbehörde hielt sich Pellico's Journal ein Jahr: die Lücken wurden stets größer, bis es an einem schönen Morgen 1820 nicht mehr erschien; sein Leben war kurz doch glänzend; es starb auf dem Felde der Ehre.

Die Revolution in Neapel brach aus, die in Piemont folgte. Alles erscharrte vor Schreden; man schleuderte zuerst seine Anatheme gegen die Carbonari. Die Mitarbeiter des Conciliatore wurden in Menge festgenommen; waren sie Carbonari? Uns steht es nicht zu, eine so delikate Frage zu beantworten, wir haben bloß zu berichten, daß man sie als Carbonari behandelte. Der Graf Perro, Berchet, Porchio und einige Andere entkamen; Pellico wurde am 13. Oktober 1820 in Mailand verhaftet.

Die Jahre der Gefangenschaft waren für den Dichter nicht verloren, am 29. Mai 1821 beendigte er seine Iginia d'Asiti und im Juni desselben Jahres Ester d'Engaddi, zwei Tragödien, die er nur verstoßen und unter den Störungen der widrigsten Art hatte schreiben können, und die, abgesehen von ihrem poetischen Werthe, schon hierdurch von höchstem Interesse sind. Vier poetische Erzählungen entstanden zu derselben Zeit, und Pellico bat die Untersuchungs-Kommission, diese Arbeiten seiner Familie als sein literarisches Testament schicken zu dürfen, ehe er aus Italien fortgeführt werde; dies gestattete man ihm anfänglich, doch als Pellico sie zur Absendung bereit gemacht hatte, verweigerte man es, indem man sagte, die Censur zwar sehr Nichts gegen Oesterreich in diesen Gedichten, doch wenn Pellico's Familie sie veröffentlichte, so könne das Volk am Ende Gefallen an ihnen finden, und es ziemte sich nicht, daß die Unterthanen Jemanden Beifall zollten, den das Gesetz bestrafe. (Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Ein Afrikanischer Chalik als Verbannter in Frankreich.

(Schluß.)

Während die Expeditions-Kolonnen in Maila verweilte, kamen mehrere Stämme der Uled Madhy und unterwarfen sich. \*) Der General empfing sie unter seinem Zelte, in Gegenwart mehrerer einheimischer Chiefs, unter denen auch Hamlawi sich befand. Nachdem man über die Angelegenheiten des Landes im Allgemeinen gelaubert hatte, fragte Hamlawi, noch Kaffee schlürfend, die Neuangekommenen, wie es einem seiner Verwandten ginge, der unter ihren (uns feindlichen) Stämme wohnte. — „Du weißt recht gut, daß er nicht todt ist“, antworteten die Araber, „da Du ihm erst ganz neuerlich geschrieben hast!“

Bei diesen Worten veränderte sich, nach mehrerer Zeugen Aussage, das Gesicht des Hamlawi. Er wurde bleich, schien bestürzt und begab sich bald aus dem Zelte des Generals in das seinige zurück, wohin er die Uled Madhy am Abend zu Gaste bat und wo er sie freigebig bewirthete.

Man fragte mehrere andere Einwohner von Maila, warum der Scheich der Uled Madhy und der Chalik Abd el-Kader's die Stadt erst am Abend vor der Ankunft der Franzosen verlassen hätten. Die Befragten antworteten einstimmig: „Sie würden noch hier seyn, hätte sie nicht Ben el-Hamlawi von eurer Ankunft unterrichtet.“

Trotz dieser schweren Indizien war noch kein Beweis gegen den Chalifen von Ferschiwa vorhanden. Als aber die Armee heimkehrend auf dem Gebiete der Abd el-Nur, in der Nachbarschaft des Gebietes des Bu Affas, bivouakirte, erschien ein Arabischer Courier von Seiten des Letzteren und stellte dem General einen Brief zu. Es war derselbe Brief, den Hamlawi an den Chalifen Abd el-Kader's geschrieben haben sollte und dessen der Scheich Bu Affas, nachdem er ihn mehrere Monate behalten, endlich sich zu entäußern wagte. Die Art, wie er dieses Briefes habhaft wurde, verdient erzählt zu werden; sie bezeichnet den Arabischen Charakter besser als eine ethnographische Abhandlung.

\*) Uled ist f. v. a. ewlad, Kinder.

„Vor einiger Zeit“ — so erzählte Bu Affas — „kam ein Bote zu mir; er brachte mir einen Brief von Abd el-Salem, dem Chalifen Abd el-Kader's. Ich las diesen Brief und schickte ihn sofort dem General, um ihm von meiner Treue einen Beweis zu geben. Derselbe Courier sagte mir dann: „Ich möchte gern zu meinen Verwandten, den Uled-Si-Hamla, in das Gebiet Hamlawi's mich begeben.“ — „Geh“, sagte ich ihm. Er ging; aber vier Tage darauf kam er wieder. — „Woher kommst Du?“ sagte ich ihm. — „Als ob Du es nicht wüßtest? Ich komme von meinen Verwandten, den Uled-Si-Hamla.“ — Diese Antwort und noch mehr die gezwungene Miene des Menschen machten mich nachdenklich. Entweder irre ich mich sehr, dachte ich, oder er muß einen Brief haben. Ich entließ ihn und wünschte ihm glückliche Reise; aber kaum hatte er den Rücken gewendet, als ich ihm vier meiner Diener nachschickte die ihn festhalten und visitiren mußten. Sie gehorchten, und bald darauf brachte mir einer von ihnen den Brief des Ben el-Hamlawi. Als ich ihn gelesen hatte, sagte ich zu meinem Diener: Eile dem Boten gleich nach und Sorge, daß er heimlich getödtet und eingescharrt werde. Es geschah, wie ich gesagt hatte, und bald überbrachten mir meine vier Diener die abgeschnittenen Ohren des Boten, zum Beweise, daß meine Befehle pünktlich ausgeführt seyen. Ich wollte den Brief zuerst an den General Galbois schicken; aber nach einigem Besinnen fürchtete ich irgend einen schlimmen Streich Hamlawi's und erwartete deshalb eine günstigere Gelegenheit, um diese Probe seiner Berrätherei den Franzosen zu liefern.

Der General zeigte dem Angeschuldigten das Schreiben und sagte: „Achmed Ben Hamlawi, erkennen Sie dies als das Ihrige?“ — „Ach, Herr, ich bin unschuldig“ — rief der Chalif, auf seine Kniee sinkend — „und ich bitte Sie um Amän (Pardon).“

Diese sonderbare Inkonsequenz eines Mannes, der um Pardon bat, während er sich für unschuldig erklärte, mußte ihn noch verdächtiger machen. Der Brief war nicht von seiner Hand, aber mit seinem vollkommen kenntlichen Siegel versehen. Er forderte in selbigem Abd el-Salem auf, sich der Lager bei Setif und Dschemila zu bemächtigen, dann in Ferschiwa Posto zu fassen und die Stämme des Landes zu vereinigen. Dabei versprach er ihm unter sehr anti-Französischen Schwüren, daß er mit den Uled-Si-Hamla zu ihm stoßen würde, und zwar in einem Augenblick, wo der Feind es am wenigsten erwartete.

Von seiner ersten Bestürzung wieder zu sich gekommen, leugnete der Chalif standhaft, der Verfasser dieses Briefes zu seyn. Er erkannte zwar das Siegel als sein eigenes, erklärte aber, dieses Siegel sey von dem Kja-tib (Schreiber) des Bu Achmed, seines Schwiegerohns, den er, in Abwesenheit seines eigenen Schreibers, eine andere Depesche habe schreiben lassen, gemischt worden. Nach Hamlawi hätte dieser treulose Kja-tib das Siegel auf ein Blatt weißes Papier abgedrückt, dessen man nachher sich bedient hätte, um den falschen Brief abzufassen. Damit der Leser diese Erklärung recht würdige, setzen wir hinzu, daß Hamlawi und Bu Achmed, obgleich mit einander verschwägert, unverzöhnliche Feinde sind.

Kaum befand sich der verhängnißvolle Brief in den Händen des Generals Regrier, als eine andere ähnliche Entdeckung die bereits so kritische Lage des Chalifen noch verschlimmerte.

Eine Kreatur des Letzteren, der Scheich Messaud el-Serradj, Kajib der beiden Stämme unweit der Straße von Konstantine nach Setif, hatte sich den Franzosen unterworfen. \*) Auf seiner Rückkehr von Maila schickte ihm der General den Seconde-Lieutenant der Spahi's, Abd el-At, und lud ihn ein, ins Lager zu kommen und die Theilung der Habe eines Arabischen Mörders zu regeln. El-Serradj weigerte sich; der General schickte Truppen zu seiner Züchtigung; aber schon hatte der widerspänstige Häuptling mit aller Mannschafft der beiden Stämme die Flucht ergriffen. Nur ein Theil seines Gepäcks blieb zurück, und man fand in seinem Zelte einen Brief des gegen Frankreich sehr feindlich gestimmten Häuptlings der Riga's, in welchem dieser dem Scheich die baldige Ankunft Abd el-Kader's meldete und ihn ersuchte, unverzüglich den Achmed Ben el-Hamlawi davon in Kenntniß zu setzen. Der Letztere hatte also höchst wahrscheinlich Theil an dem Komplotte.

Nach Konstantine zurückgekehrt, ließ General Regrier sofort die Untersuchung gegen den Chalifen von Ferschiwa einleiten. Im Verlaufe des Prozesses kam noch Mehreres an den Tag, was el-Hamlawi zur Last fiel. So behauptete ein Zeuge, er habe den Chalifen sehr oft sagen hören: „Es ist kein Uebel denkbar, dessen ihr euch nicht von den Franzosen versehen könntet; sie werden euch sogar euer Weiber entführen! Unter der Herrschaft des Bel's waret ihr viel glücklicher. Bedenket nur, wie theuer die Lebensmittel sind! So lange der Krieg dauert, wird es dabei bleiben. Schießet nur auf die Franzosen, was ihr schießen könnt, und Alles wird anders werden.“ Ein anderes Mal — so erzählt derselbe Zeuge — wendeten sich die Ammer Scheragha an den Chalifen, um das Geld für die Lieferungen an Butter zu bekommen, die sie für Rechnung des Staates gemacht. Hamlawi fragte sie: Wo habt ihr euer Heu? — Da liegt es in Haufen, versetzten sie. — Nun, warum steht ihr es nicht in Brand? versetzte er, die Achseln zuckend. — Die Ammer Scheragha gaben keine Antwort; aber acht Tage später verzehrte die Flamme sämmtliche in der Nähe des Lagers von Möris errichtete Heuschöder.

Um nun auf die vornehmste Basis der Anklage, den von Bu Affas aufgefundenen Brief, zurückzukommen, so wurde durch die Untersuchung festge-

\*) Kajib (von kaba, führen, regieren) hat sich in Verbindung mit dem Arab. Kail (alcaide) auch bei den Spaniern erhalten, wo es für Burgoogt und Kerkermeister vorkommt. Es ist ja nicht mit kabli oder kasi (Nichter) zu verwechseln, welches von kadha (beschließen, zuerkennen) herkommt. Dem kabli entspricht im Spanischen der alcalde oder Dorfschulz.

stellt: 1) Daß der Brief unbezweifelt Hamlawi's Siegel trage. 2) Daß dieses Siegel nicht hätte nachgemacht werden können. Ein in dergleichen Dingen erfahrener Graveur erklärte die Sache für unmöglich. 3) Daß besagtes Siegel auch nicht verliehen oder seinem Eigentümer abhanden gekommen seyn konnte, indem der Araber sich niemals von seinem Siegel trennt, das gleichsam sein Leben ist, wie der Kadhi vom Malekitischen Ritus ausdrücklich sagt. 4) Daß folglich Hamlawi den Brief diktiert haben mußte.

Die Handschrift glaubte ein Zeuge für die eines gewissen Mesgrid zu erkennen, der eine Zeitlang als Khatib in des Chalifen Diensten gestanden; doch gelangte man in dieser Hinsicht zu keiner Gewißheit.

Am 14. Juli 1841 vor den ersten Kriegsrath der Division gestellt, brachte Hamlawi folgende Gründe zu seiner Freisprechung vor: 1) Das Siegel sey ihm gestohlen worden. 2) Der an Abd el-Salem adressirte Brief sey ein Werk seiner Feinde, die ihm den Untergang geschworen hätten. 3) Wenn er (Hamlawi) einen solchen Brief hätte schreiben wollen, so würde er nicht die Unklugheit befehlen haben, diese Sorge einem Schreiber zu übertragen. Alle übrigen um die Haupt-Anschuldigung gruppierten Thatsachen leugnete er ohne Ausnahme. Endlich fügte er noch hinzu, daß ein Mann, der gleich ihm die Gunst des Sultans der Franzosen in so reichem Maße erfahren habe, die Quelle so vieler Ehren und Wohlthaten nicht könne versiegen lassen, ohne wahnsinnig zu seyn. Was durfte er auch unter dem Bei Achmed oder Abd el-Kader Besseres hoffen?

Nachdem ein Advokat zu Bona seine Verteidigung eingereicht hatte, wurden im Rathe drei Fragen erörtert. Auf eine bejahende Beantwortung der zwei ersten Fragen würde Hamlawi's sofortige Hinrichtung erfolgt seyn. Man bejahte aber nur die dritte, daß nämlich Hamlawi einer feindlichen Macht Instruktionen gegeben habe, die Frankreichs politischer und militärischer Stellung nachtheilig seyen, und somit wurde der Beklagte zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt.

Im September desselben Jahres auf das Fort der Insel St. Marguerite transportirt, lebte Hamlawi seitdem beständig um Gnade und bekehrte seine Anschuld, bis seine junge Frau den muthigen Entschluß faßte, in eigener Person die Begnadigung ihres Mannes nachzusuchen.

Unter den hochgestellten Personen, welche der Supplikantin sich annahmen, befand sich auch die Herzogin von Dalmatien, welcher Sida Aischa auf ihr Gesuch vorgestellt wurde. Die Verwendung jener Personen, vor Allem aber das erhabene Patronat, unter welches sie sich gestellt hatte, verschaffte ihrem Gesuche den besten Erfolg, und bald wurde dem alten Chalifen der Rest seiner Strafe erlassen.

Mag nun Ben el-Hamlawi schuldig oder unschuldig seyn, wir für unseren Theil können dem Akte der Barmherzigkeit, wodurch er seine Freiheit wieder erhalten, unseren wärmsten Beifall nicht versagen. Großmuth gegen gedemüthigte Feinde ist zwar dem Araber eine fast unbekannte Eigenschaft; sie wirkt aber darum nicht schwächer auf ihn und kann in politischer Hinsicht sehr gute Folgen haben.

Aus dem Fort der Insel St. Marguerite, wo sein Sohn Muhammed ihn abgeholt, ist Ben el-Hamlawi jetzt nach Rogent-le-Notron gezogen, welchen Ort der Kriegs-Minister ihm angewiesen und wo er, den Zeitungen zufolge, kürzlich angelangt ist. Ganz vor kurzem hat ihn aber der Conseils-Präsident auf seine Vorstellung autorisirt, seinen Wohnsitz nach Meaux, im Departement der Seine und Marne, zu verlegen. In dem Herzen der Landschaft Brie wird also der Ex-Chalif von Firdschiva hinfort sein Zelt aufschlagen, und hier wird unter der Obhut einer Brigade der Gendarmerie die Laufbahn eines Mannes endigen, der fast ein halbes Jahrhundert lang viele tausend Streiter unter seinen Fahnen geschaart hatte — eine neue Seite zu dem schon so reichhaltigen Kapitel der Wechselfälle des menschlichen Lebens. (R. d. P.)

## Belgien.

### Die Irren-Kolonie in Gheel.

Gheel ist gelegen in einem ausgedehnten Belgisch-Holländischen Landschaft, von dem ein Theil zur Provinz Antwerpen, ein anderer zu Limburg und ein dritter zum Holländischen Brabant gehört. Derselbe ist unter dem Namen der Campine bekannt. Der Boden der Campine ist unbebaut und mit Heidekraut und Fichtengestrüpp bedeckt. Eine Ausnahme davon machen indes die Umgebungen der Städte und Dörfer, welche sich durch Sorgsamkeit der Bearbeitung auszeichnen. Die Campine hat den Beinamen des Belgischen Sibiriens erhalten.

Gheel liegt im Mittelpunkte und ist mehrere Meilen von jedem menschlichen Wohnsitz entfernt; es ist rings von Heidefeldern eingeschlossen, wodurch den Bewohnern die Bewachung der ihnen anvertrauten Kranken sehr erleichtert wird. Die Natur selbst scheint für die Sicherheit der Kolonie gesorgt zu haben.

Welches ist der Ursprung der Kolonie? Die Traditionen führen denselben einstimmig auf das Märtyrertum einer Heiligen zurück. Gegen Ende des 6ten Jahrhunderts flüchtete, der Legende zufolge, die Tochter eines Irischen Königs in die Umgegend von Gheel; sie wollte den Nachstellungen ihres Vaters entgehen, der sie mit seiner wahnsinnigen Liebe verfolgte. Als dieser ihren Zufluchtsort entdeckt hatte, wollte er sie zwingen, ihn zu heiraten und ihren Glauben abzuschwören. Dymphne, so hieß sie, widerstand muthvoll, worauf ihr der Vater mit eigener Hand den Kopf abschlug. Unter den Zeugen dieser barbarischen That befanden sich auch einige Wahnsinnige, welche plötzlich wieder zu Verstand kamen. Man schrieb Wunder, und Dymphne galt

nun als die Schutzpatronin der Wahnsinnigen. Von allen Seiten wurden solche jetzt herbeigeführt, weil man sie durch Vermittelung der heiligen Dymphne zu heilen hoffte.

Jahrhunderte lang gab es in der Kolonie keinen Arzt, und ich bin nichtsdestoweniger überzeugt, daß Heilungen erfolgten. Der Kranke, für den man den Beistand der Heiligen anrufen wollte, wurde in einem Krankenhause untergebracht, das an die Kirche St. Amans stieß. Dasselbe besteht aus zwei großen Räumen, welche der Familie, die zur Bewachung des Kranken beordert ist, als Wohnung dienen. An jeden stößt ein Kabinet mit einem vergitterten Fenster. Ein starkes eichenes Bettgestell, an welches an jeder Seite Ketten und Riemen befestigt sind, bildet das ganze Mobiliar. Jeden Tag wurde der Kranke, unter Anführung der Geistlichkeit und umgeben von der Volksmenge, welche Loblieder auf die heilige Dymphne sang, dreimal um die Kirche geführt. Mit jedem Umzuge war eine Wanderung zum Grabe der Heiligen verbunden, das unter einer Art von Säulengang errichtet ist. Der Kranke schleppte sich knieend zu demselben; er wurde hier exorcisirt und dann nach dem Krankenhause zurückgebracht.

Jetzt nimmt man nur selten seine Zuflucht zur heiligen Dymphne; es geschieht nur, wenn die Familie es ausdrücklich wünscht.

Der Ruf dieser Kolonie ist mehrere Jahrhunderte alt. Die Wunder, welche die heilige Dymphne bewerkstelligte, zogen Kranke aus allen benachbarten Ländern herbei. Bekannt wurde die Kolonie aber erst im 18ten Jahrhundert, und zwar durch den Besuch fremder Gelehrten.

Im Jahre 1803 wurde Herr von Pontécoulant, damals Präsekt der Dyle, auf die großen Vortheile aufmerksam, welche die Kolonie für die Unterbringung der Irren darbot. Wie er sagte, glaubte er einer Pflicht der Menschlichkeit und einer Anforderung seiner Stellung nachzukommen, indem er für diese Unglücklichen eine Zuflucht wählte, welche sich durch einen langjährigen Erfolg empfahl. Demzufolge ließ er in Gheel alle Irren aufnehmen, die in den Hospitälern von Brüssel zerstreut waren. Das Beispiel wurde bald von Mecheln, Lier, Tirlemont und anderen Städten zweiten Ranges befolgt. Als Belgien mit Holland vereinigt wurde, schickten die nördlichen Provinzen eine bedeutende Anzahl von Irren hierher. Zuletzt trafen Namur, Hennegau, Lüttich und Luxemburg Abkommen mit der Municipalität von Gheel.

Da die Kolonie einen so raschen Aufschwung nahm, so hätte man, scheint es, auch an ihre innere Organisation denken müssen. Das geschah aber nicht. Gheel war nur ein Aufbewahrungsort, eine Art Botany-Bay, wohin Belgien die Irren sendete, die nach einer Behandlung von einigen Wochen für unheilbar erachtet worden waren.

„Es ist sehr wahr“, so drückte sich der Schöffe Verbiest in einem an den Kommunal-Rath von Gheel abgeschickten Bericht vom 19. November 1838 aus, „daß dieser Stand der Dinge von jeder die Aufmerksamkeit der Vorsteher der Gemeinde erregt hat, aber die meisten Polizei-Berordnungen waren veraltet und in Vergessenheit gerathen.“ Schwere Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Die Leitung von mehr als 700 Irren war, so zu sagen, dem Zufalle überlassen. Dieselbe Nachlässigkeit herrschte in administrativer und medizinischer Hinsicht; die Irren verweilten in der Gemeinde und verließen dieselbe, ohne daß die Behörde Kenntniß davon erhielt. Die Kolonie war ein großes Feld der Beobachtung, das aber unfruchtbar für die Wissenschaft blieb. Eine Radikal-Reform schien unter solchen Umständen unvermeidlich.

Demzufolge nahm der Kommunal-Rath von Gheel im Jahre 1838 ein organisches Reglement für die Polizei- und Aufsichts-Bewaltung an, nebst den Grundlagen der medizinischen Leitung.

Man zählt nicht weniger als 9000 Bewohner in der Gemeinde Gheel, von denen ein großer Theil in Flecken lebt, welche vom Central-Dorfe mehr oder weniger entfernt sind. Die Irren sind auf allen Punkten der Gemeinde verstreut. Alle Bewohner der Gemeinde, welchen Stand oder welche Beschäftigung sie auch haben mögen, können solche bei sich aufnehmen. Die Aufnahme erfolgt nach Akkord mit der Familie oder mit den Hospitälern. Die meisten Irren leben hier auf Kosten der Regierung.

Es giebt keinen bestimmten Preis für die Pensionen; dieselben wechseln nach Verhältnis des Unterhalts und des Comforts, der für die Kranken gefordert wird. Im Allgemeinen steigen sie nicht über 300 Gulden und fallen nicht unter 100 Gulden.

Jeder Irre steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Pflegevaters (so heißt der, dem der Kranke anvertraut wird). Der Pflegevater ist verbunden, seinem Pensionaire eine gesunde und reichliche Nahrung, eine gesunde und luftige Wohnung, ein gutes Bett u. s. w. zu liefern. (Art. 21 und 22 des Reglements.)

Monomanen, welche eine entschiedene Neigung zum Morde oder zum Brandstiften haben, werden nicht in Gheel aufgenommen. (Art. 4.)

Alle Irren werden, wie sie ankommen, und mit allen über sie zu erhaltenden Notizen, in ein Register eingetragen. (Art. 5.)

In einer Niederlassung wie diese muß eine thätige und unablässige Aufsicht stattfinden. Es giebt keinen Irren in Gheel, der nicht eine Aufsichtskommission oder einen besonderen Direktor zu seiner Bewachung hat. Die allgemeine Beaufsichtigung der Irren fällt der Lokal-Verwaltung zu. (Art. 17.) Die Hospitäler, Städte, Gemeinden, welche Irren in Gheel unterbringen, können besondere Beaufsichtigungs-Kommissionen auf ihre Kosten ernennen oder Bevollmächtigte zu diesem Zwecke abordnen. Indes bleibt die spezielle Beaufsichtigung unter der Kontrolle der Burgemeister- und Schöffen-Versammlung. (Art. 18.) Die verschiedenen Mitglieder der Beaufsichtigungs-Kommission haben die Pflicht, die Kranken häufig und unangemeldet zu be-

suchen. Der Eintritt in jede Wohnung steht ihnen zu jeder Stunde offen: sie lassen sich den Kranken vorführen, untersuchen sein Zimmer, sein Bett und nehmen seine Klagen an. Der Kranke wird augenblicklich von seinem Pflegevater weggenommen, wenn derselbe ihn aus Mangel an Sorgfalt in Unreinlichkeit verfallen läßt. (Art. 31.) Wenn der Pflegevater sich nicht beeilt, die von der Kommission angegebenen Verbesserungen einzuführen, so verliert er ebenfalls seinen Kranken, für den dann eine andere Unterkunft gesucht wird. Wenn ein Pflegevater seinen Irren schlägt oder mißhandelt, und nicht nachweisen kann, daß er es aus Nothwehr gethan hat, so wird er für ehrlos erklärt und kann nie wieder einen Irren in Pension bekommen. (Art. 29.)

Die Irren theilen die Arbeiten und täglichen Beschäftigungen der Familie, welcher sie anvertraut sind. Einige gewöhnen sich so sehr an diesen Zustand, daß sie in der Kolonie bleiben, selbst wenn sie geheilt sind. Die meisten Irren dürfen im Dorfe und in der Umgegend frei umhergehen. Jedoch sollen sie nach der Bestimmung des Reglements im Sommer nicht vor 6 Uhr und im Winter nicht vor 8 Uhr ausgehen. Im Winter müssen sie um 4 Uhr Abends und im Sommer um 8 Uhr Abends nach Hause zurückkehren. Jeder Pflegevater muß für die Aufrechterhaltung dieses Reglements sorgen, wenn er nicht in eine Geldstrafe verfallen will. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind diejenigen Kranken, welche wegen ihres unschuldigen Wahnsinns notorisch bekannt sind; indes dürfen sie nicht in der Nacht umherstreifen. In die Kirche dürfen sie nur in Begleitung einer Person aus dem Hause gehen.

Außer diesen Beschränkungen erfreuen sich die Irren aller Wohlthaten der Gesellschaft, und sie können, wie der Schöffe Verbiß sich ausdrückt, sich noch der Gesellschaft nützlich machen, die sie auszustoßen scheint. In der That führt die Kolonie dem Ackerbau und den verschiedenen Gewerbtätigkeiten die Kräfte der Irren zu, welche durch diese Arbeiten Zerstreuung erhalten und dadurch auf den Weg der Heilung geführt werden.

Man findet in Gheel nicht nur Handwerker aller Art, sondern auch Sprach-, Zeichen-, Rechnen- und Schreiblehrer. Es besteht sogar eine Harmonie-Gesellschaft, welche ein Irre gegründet hat. Eines Abends wohnte ich der Repetition eines Instrumental- und Vokal-Konzerts bei. Die Präcision und das Ineinandergreifen der Ausführung setzten mich in Erstaunen. Zwei Damen der Stadt zeichneten sich durch ihren Gesang aus. Mehrere Irre waren zugegen.

Der Besuch der Kaffeehäuser ist den Irren nicht verwehrt, und man sieht sie hier häufig mit der Pfeife im Munde neben dem Bierkrug sitzen oder auch Karten und Billard spielen. Ausschweifungen können nicht vorkommen, denn der Wirth, bei dem sich ein Irre berauschen würde, müßte eine Geldstrafe zahlen, die seinen möglichen Gewinn weit übersteigen würde.

Obgleich ich viel mit Irren umgegangen bin, so setzte es mich doch einigermaßen in Verwunderung, daß dieselben so frei umhergehen durften. Am auffallendsten für mich war aber die Gleichgültigkeit der Bewohner, besonders der Kinder, deren Aufmerksamkeit durch etwa vorkommende Tollheiten nicht erregt wurde. In Gheel wird aber Jeder gleichsam als Krankenwärter geboren.

In unseren Irren-Anstalten können die hohen Mauern und die strengste Aufsicht nicht immer Entweichungen verhindern. Demgemäß sollte man bei dem ungestümen Freiheitsdrange dieser Kranken glauben, daß solche Fälle in Gheel sehr häufig vorkommen müßten. Dennoch beträgt die jährliche Durchschnittszahl nur 6 oder 8 unter 700 Irren.

Allerdings sind auch vorbeugende Anordnungen gegen Entweichungen getroffen worden. Der Irre, welcher eine fixe Idee zur Flucht zu erkennen giebt, oder der schon einen solchen Versuch gemacht hat, wird aber darum nicht gänzlich der Freiheit beraubt. Man thut dies nicht gern und nimmt lieber zu einer nicht schweren Kette seine Zuflucht, deren Ringe mit Leder ausge schlagen werden und die dem Kranken noch eine gewisse Freiheit der Bewegung läßt.

Die Irren, welche zum Selbstmorde hinneigen, erfreuen sich nicht derselben Freiheit wie ihre Unglücksgegnen, sondern stehen unter besonderer Aufsicht. Die statistischen Berechnungen beweisen übrigens, daß Selbstmorde nur selten in der Kolonie vorkommen. Im Jahre 1840 kam ein Selbstmord vor und im Jahre 1841 wieder einer.

Der Art. 24 des Reglements bestimmt, daß die wüthenden und gefährlichen Irren, so wie die schamlosen, an besonderen Orten aufbewahrt werden sollen. Die Irren dieser Art sind aber auch selten in der Kolonie, und der Grund ist wohl hauptsächlich in der Freiheit zu suchen, die ihnen gelassen wird. Wenn die Tollheit den entschiedenen Charakter der Raserei annimmt, so kann man nach dem Art. 26 des Reglements Zwangsmittel gegen sie anwenden, nämlich Einsperrung, die Zwangsjacke und sogar Ketten. In einem solchen Falle erstattet der Spezial-Aufseher Bericht an die Verwaltung, welche das Gutachten des Arztes einholt: giebt dieser das Zeugniß, daß eine solche Behandlung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Kranken haben kann, so wird der Pflegevater ermächtigt, eines der angegebenen Zwangsmittel anzuwenden. Diese Bestimmung trägt unstreitig den Charakter weiser Vorsicht und sichert den Kranken gegen Mißhandlungen.

In Gheel werden alle Irren, Männer wie Frauen, mit Handarbeiten beschäftigt, wenn ihr physischer Zustand es zuläßt. Vorzugsweise werden sie zu Feldarbeiten verwendet. Diese Arbeiten sind denselben offenbar am zuträglichsten, weil sie gleichförmig die Muskelkräfte anregen, wenig Aufmerksamkeit erfordern und unter freiem Himmel vollzogen werden. Die günstige Wirkung bleibt nicht aus, und gewöhnlich gelangen die Irren zu einem hohen Alter.

Die eigentliche ärztliche Behandlung läßt freilich noch viel zu wünschen übrig. Folgendes sind die Hauptgrundlagen dieser Organisation: Die Kolonie zerfällt in vier Abtheilungen, die eben so vielen im Dorfe wohnenden Ärzten untergeben sind. Ihr jährlicher Gehalt beträgt 100 Gulden. Bei einem so geringen Honorare können sie unmöglich den Irren ihre ausschließliche Thätigkeit zuwenden. Die Kranken werden, wenn sie ankommen, in ein Register eingetragen. Nach einer sorgfältigen Prüfung der Ursachen, welche den Wahnsinn herbeigeführt haben, so wie der schon versuchten Behandlung, muß der Arzt seine Meinung über die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit abgeben und den Irren der entsprechenden Klasse zuweisen. Die Aufschlüsse, welche man auf diese Weise erhält, werden in ein Register eingetragen, welches auch die nöthigen Nachweise über den Gang der Krankheit, über die Zahl der Heilungen, der Entlassungen, der Entweichungen u. s. w. enthalten muß. Am Ende jedes Jahres wird ein allgemeiner Bericht verfaßt.

Die Behandlungsart ist in allen vier Abtheilungen so ziemlich dieselbe. Allgemeine und partielle Bäder, allgemeine und lokale Aderlässe, Purganzen u. s. w. bilden die Grundlage dieser Heilmethode. Häufig nimmt man auch zu Beschüttungen mit kaltem Wasser seine Zuflucht. Die eigentliche Douche ist aber nur dem Namen nach in Gheel bekannt, weil die Apparate fehlen.

Das Resultat dieser Heilmethode ist folgendes für das Jahr 1840: von einer Totalsumme von 678 Kranken, worunter 333 Männer und 325 Frauen, wurden 40 (15 Männer und 25 Frauen) geheilt. Wie geringfügig auch dieses Resultat im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Irren erscheinen mag, so ist es doch sehr bedeutend im Verhältnis zu der Qualität derselben, denn es darf nicht übersehen werden, daß nur diejenigen Kranken hierher gefendet werden, welche schon früher eine Behandlung bestanden hatten und für unheilbar erklärt worden waren. Auch ist zu bedenken, daß sich in der Kolonie eine Menge von Paralytischen, Epileptischen und Blödsinnigen befindet, deren absolute Unheilbarkeit überall feststeht.

(Revue Indép.)

### Mannigfaltiges.

— Aus dem Moniteur. Der Französische Moniteur (Universel) vom 12ten d. M. enthält eine „Deutsche Musterung“ (Revue Allemande), in welcher unter Anderem die von Georg Herwegh vor mehreren Jahren herausgegebene Uebersetzung von Lamartine's sämtlichen Werken besprochen wird. Damals blieb diese Arbeit selbst in Deutschland unbekannt; jetzt jedoch, da der Uebersetzer sich einen selbständigen Ruf geschaffen, glaubt auch der offizielle Moniteur darauf hinweisen zu müssen, obwohl zwischen Lamartine und seinem Deutschen Bearbeiter kaum irgend eine Ähnlichkeit aufzufinden seyn möchte. Bei dieser Gelegenheit wird im Moniteur auch einer Puhldigung gedacht, die ein anderer Deutscher Dichter ebenfalls einer Französischen Celebrität gebracht. Herr Ludwig August Frankl in Wien, der Verfasser des epischen Gedichtes Christoph Columbus, hat nämlich in einem in der Oesterreichischen Hauptstadt erschienenen Deutschen Taschenbuche für Israeliten einen Epklus von Gedichten unter der Ueberschrift „Rachel“ drucken lassen, in welchen die Frau des Erzbaters Jakob, die diesen Namen geführt, als Schutzgeist der Israeliten zu allen Zeiten und unter allen Geschlechtern, nach einer biblischen und thalmudischen Sage, dargestellt wird. Diese Dichtung hat der Verfasser mit einer poetischen Dedication der berühmten Tragödin, Dlle. Rachel, gewidmet, und dies veranlaßt den Moniteur, darüber zu berichten. Er nennt das Ganze ein zart gehaltenes, zwar mit einigem gelehrten Beiwerk geschmücktes, aber auch überaus melodisches Gedicht. Nächstdem wird einer in Erfurt erschienenen unbedeutenden Schrift: „Erinnerungen an Weimar“ und der „Bilder aus Algier“ von G. von Rosen (Kiel, 1842) gedacht. Bei Gelegenheit des erstgenannten Buches heißt es im Moniteur: „Jeder Deutsche, der ein wenig Literatur im Kopfe und nur etwas Geld in der Tasche hat, hält sich auch verpflichtet, nach Weimar zu pilgern, um dort am „Grabe der Propheten“ sein Gebet zu verrichten. Die Weimaraner verstehen es, die großen Erinnerungen, die sich an ihre kleine Stadt knüpfen, vortrefflich auszubeuten, und die berühmten Todten kommen den unberühmten Lebenden sehr gut zu Statten. Im Gasthof „zum Erbrinzen“, wo wir abgestiegen, erbiethet sich der Hausknecht, der uns so eben die Stiefeln gepußt, uns morgen „zu Goethe“ hinzuführen. Es ist ein Bauer aus der Umgegend, der erst seit sechs Wochen in der Residenz sich befindet, aber von dem Dichter spricht, als hätten sie beide zusammen den „Haust“ gemacht. Im nahen Tiefurth zeigt man uns eine Büchse mit drei Vorlesgeschloßern, die ein armer Teufel respektvoll öffnet, um uns eine Kugel von Eichenholz zu präsentiren, mit welcher der berühmte Bürger, der Dichter der „Lenore“, vor vielen Jahren Regel geschoben und die er bei seiner Abreise ihrem gegenwärtigen Besitzer, Namens Hemmling, zum Andenken zurückgelassen. Der Schneider, der Schuster, die wir uns in Weimar kommen lassen, sie haben entweder für Goethe oder für Schiller gearbeitet. Der Schuhmacher Seitmann besitzt sogar noch ein von seinem Vater ererbtes eigenhändiges Billet von Schiller, in welchem dieser dem Letzteren schrieb, welcher Art er seine Stiefeln eingerichtet zu haben wünschte. Wollen Sie vielleicht das Billet lesen? Herr Seitmann wohnt hier am Markt, nicht weit vom „Erbrinzen“, und es ist nur zu verwundern, daß diese kostbare Reliquie bis jetzt den Autographen-Stöberern entgangen, die auch in Weimar so eifrig hinter den Papierkörben der berühmten Männer her sind.“